

Karen Witemeyer

Volldampf voraus!



Prolog

New Orleans

15. November 1849

Die Passagiere liefen an der Reling des Dampfers *Louisiana* zusammen, winkten und riefen ihren Lieben am Ufer Abschiedsworte zu. Darius Thornton stapfte missmutig über das Deck davon, in die entgegengesetzte Richtung. In der letzten halben Stunde, als Kapitän Cannon ihn und eine Handvoll anderer Investoren über das Schiff geführt hatte, hatte er seinen kompletten Vorrat an Lächeln aufgebraucht.

Sein Bruder David hätte derjenige sein sollen, der sich mit karibischen Kaffeebaronen und Baumwollmagnaten aus den Südstaaten herumschlug. David war der Diplomat in der Familie. Sich mit reichen Plantagenbesitzern zu unterhalten und deren Frauen zu bespaßen, ging ihm genauso leicht von der Hand wie Darius das Erstellen von Tabellen und Statistiken. Doch Davids Frau erwartete ihr erstes Kind und hatte darauf bestanden, dass ihr Ehemann an ihrer Seite blieb, falls das Kind früher kommen sollte. Früher? Darius schnaubte. Bis zur Geburt würden noch Monate vergehen. Der kleine Racker wurde erst im Januar erwartet.

Darius stützte die Arme auf die Reling und starrte in das dunkle Wasser. Werdende Mütter. Immer so nervös und ängstlich wegen allem und jedem. Sie banden ihre Männer an ihren Rockzipfeln fest und sorgten dafür, dass sich die Brüder der Männer unangenehmen Aufgaben stellen mussten, wo diese doch viel lieber zu Hause in ihrem Büro und bei ihren Zahlen geblieben wären – Zahlen, die keine Sozialkompetenz und unangenehmen Small Talk verlangten. Solide, verlässliche Zahlen, die das Gehirn eines Mannes erforderten und nicht seine Fähigkeit, über das Wetter zu schwadronieren und solcherlei Unfug.

Doch Brüder waren dafür da, die Bürde des Familienunternehmens zu tragen. David war mehr als einmal für Darius eingesprun-

gen. Es war nur gerecht, dass er ihm nun den Gefallen erwiderte. Zu schade, dass er sich währenddessen so schrecklich förmlich benehmen musste. Er mochte es, hinter verschlossenen Türen hemdsärmelig am Schreibtisch zu sitzen und zu arbeiten. Stattdessen hatte er im maßgeschneiderten Anzug und Filzhut mit Blümchen an der Krempe vor aller Welt seine gehobene gesellschaftliche Stellung demonstrieren müssen.

Mit einem Knurren steckte er einen Finger unter die Fliege an seinem Kragen und wünschte sich, er könnte sich das Ding vom Hals reißen und es in die schlammigen Fluten des Flusses werfen. Den ganzen Tag über rieb das nervige Teil schon an seinem Unterkiefer herum.

„Ich dachte, *King Star Shipping* hätte sich auf Hochseedampfer spezialisiert, Thornton. Woher Ihr Interesse an Flussdampfern?“

Darius schluckte einen unhöflichen Kommentar herunter, während er sich zu einem der Investoren der Reise umwandte. *Verflix!* Wie hieß der Mann noch gleich? Irgendetwas mit R. Oder vielleicht N? David hätte es sofort gewusst. Er hätte auch den Namen seiner Frau, den Namen jedes seiner zwölf Kinder und vielleicht sogar die der Pferde zu Hause in seinem Stall gekannt. Alles, was Darius im Gedächtnis blieb, waren Zahlen. Dem Mann gehörten vier Mississippi-Flussdampfer, von denen jeder einzelne zweihundertfünfzig Passagiere und fünftausend Ballen Baumwolle transportieren konnte.

„Wir sind sehr interessiert an einer Expansion“, antwortete Darius schleppend und hoffte, dass dem Mann nicht auffiel, dass er ihn nicht beim Namen nannte. „So stark, wie der Hafen in New Orleans momentan wächst, wäre man ein Narr, wenn man sich nicht über eine Investition in die Dampfschiffahrt Gedanken machte.“

Der Mann nickte. Seine erbsengrüne Weste klaffte dabei auf und konnte seinen doch sehr stark gerundeten Bauch nicht wirklich bedecken. „Wohl wahr. Doch die Flusschiffe sind ganz andere Tierchen als Ihre Ozeandampfer. Sie sind wild, wissen Sie? Man kann sich nicht dazu entscheiden, ein solches Schiff zu seiner Sammlung hinzuzukaufen, ohne vorher den rechten Respekt erworben zu haben.“

Der selbstgefällige Gesichtsausdruck des Mannes und sein überheblicher Tonfall ließen Darius' Geduldsfaden endgültig reißen. Er

richtete sich zu seiner vollen Größe auf und starrte auf den dicklichen Mann herab. „*King Star Shipping* sammelt keine Schiffe, Sir. Wir leben und atmen sie. Nicht einer unserer Ozeandampfer ist jemals nicht an seinem Ziel angekommen und ich fürchte, Selbiges kann man von Ihren Flussdampfern nicht sagen. Man muss nur die Zeitung aufschlagen, um zu erfahren, dass wieder einmal einer auf eine Sandbank gelaufen ist oder wegen eines nachlässigen Kapitäns Feuer gefangen hat. Nicht zu erwähnen die Kesselexplosionen, die immer wieder zu Katastrophen führen und Menschenleben fordern, weil habgierige Kapitäne die Maschinen überfordern, um schneller ans Ziel zu kommen.“ Er schüttelte wütend den Kopf. „Wenn *King Star* sich dazu entscheidet, in die Flussschiffahrt einzusteigen, können Sie davon ausgehen, dass wir höhere Standards errichten als jeder andere vor uns. Das Schiff respektieren, Sir? Sie wissen ja nicht einmal, was das bedeutet.“

Die dunkelrote Gesichtsfarbe, die sich auf den Wangen des Mannes ausbreitete, war der erste Hinweis darauf, dass er zu weit gegangen war. Der Schlag mit dem Handschuh des Mannes in das Gesicht von Darius der zweite.

„Ihr arroganten Thorntons denkt, ihr würdet über uns anderen stehen, was? Tja, eines Tages wird das Unglück an *Ihre* Tür klopfen und dann werden wir ja sehen, wie weit Ihre hochmütige Einstellung Sie bringt.“ Mit einem hörbaren *Hmpf* wandte sich der Mann um und stapfte in Richtung der winkenden Massen davon.

Darius seufzte und wandte sich zurück zur Reling. Dabei richtete er den Blick auf die Fluten unter sich. Hochmütige Einstellung, in der Tat. Er hätte seinen Mund gar nicht erst aufmachen, sondern den kleinen Gecken einfach anlächeln und dann weggehen sollen. Aber nein. Er hatte sich von seinen Gefühlen leiten lassen und war ausfallend geworden. Der Mann in der grünen Weste könnte ein herausragender Binnenschiffer sein. Darius hatte keinerlei Recht, ihm Vorwürfe zu machen und ihm den Respekt vor seinen Schiffen abzusprechen. Und genau deshalb kümmerte sich David um die Menschen und Darius um die Zahlen. In dem Moment, wo sie ihre Aufgaben tauschten, konnte nur alles schiefgehen.

Wenn Gott gnädig war, würde er für den Rest der Reise alle Gespräche unterbinden.

Ein anderes Dampfschiff kam auf gleiche Höhe der *Louisiana*. Die strahlende rote Schrift auf der Seite gab es als *Bostona* zu erkennen. Die Decks waren genauso voll mit Passagieren und Gütern. Darius runzelte die Stirn. Mussten sich die Schiffe im Hafen wirklich so nahe kommen? Es war schlimm genug, dass die *Storm* von flussaufwärts so dicht neben ihnen angelegt hatte. Jetzt, wo die *Bostona* auf ihrer anderen Seite lag, würde der Kapitän ordentlich manövrieren müssen, wenn die *Louisiana* ablegte.

Darius zog seine Uhr aus der Westentasche und öffnete die Klappe. Fast fünf Uhr. Gut. Zeit zum Ablegen.

Als er die Uhr wieder einsteckte, schlugen die Glocken der Kirche auf dem Jackson Square die volle Stunde. Die Schiffshupe der *Louisiana* stieß ihren lauten Ruf aus und das Dampfschiff löste sich langsam vom Kai.

Plötzlich fuhr eine ohrenbetäubende Explosion über Darius hinweg. Das Deck erzitterte und splitterte, als wäre es von einer Kanonenkugel getroffen worden. Trümmer schossen durch die Luft. Ein Metallstück traf Darius an der Stirn und ließ ihn taumeln. Er krallte sich an die Reling und konnte nur so seinen Sturz in die schwarzen Fluten verhindern.

Mit verschwommener Sicht und pochendem Kopf stand Darius mitten im Chaos. Er schloss die Augen und versuchte zu verstehen, was hier geschah. Schreie erklangen überall um ihn herum. Der Gestank von verbrühtem Fleisch, Blut und brennendem Holz hing in der Luft und drehte ihm fast den Magen um.

Der Kessel. Ein Stöhnen löste sich aus Darius' Kehlkopf und er riss die Augen auf, als er verstand. Der Kessel war explodiert.

Wie? Sie waren im Hafen, um Himmels willen, nicht mitten auf dem Fluss bei voller Geschwindigkeit. Das hätte nicht passieren dürfen. Nicht mit einem fähigen Kapitän am Steuer.

Aber das Warum war jetzt egal. Um ihn herum starben Menschen.

Das Deck senkte sich, brach ins Innere ein. Darius klammerte sich fester an die Reling. *Gott stehe uns bei. Das Schiff sinkt!*

Er blinzelte das Blut aus seinen Augen und starrte hinaus auf den Fluss. Sie waren erst hundert Meter vom Kai entfernt. Gott sei Dank. Zum Ufer zu schwimmen, sollte kein Problem sein –

zumindest für diejenigen, die schwimmen konnten. Da er in einer Schifferfamilie groß geworden war, war Darius im Wasser genauso zu Hause wie an Land, also brauchte er sich um sich selbst keine Gedanken zu machen. Doch er musste den anderen helfen. Die Menschen, die auf den oberen Decks oder in der Mitte des Schiffes waren, würden sterben, wenn sie es nicht bis an die Reling schafften, bevor das Schiff sank.

Erst jetzt erinnerte er sich wieder an die anderen beiden Schiffe und er sah sich hektisch um. Bestimmt würden ihnen die Besatzungen der *Storm* und der *Bostona* zu Hilfe kommen. Doch als er die beiden Schiffe sah, sanken seine Hoffnungen. Die *Storm* war von der Explosion verwüstet worden, zersplittert und vom Schaufelrad bis zum Heck aufgerissen. Der *Bostona* war es nicht besser ergangen. Ihre Aufbauten waren zerstört, das Ruderhaus verschwunden, das Steuerhaus in sich zusammengebrochen.

Körper trieben im Wasser zwischen den drei Schiffen, manche bewegten sich, andere nicht. Ihm stieg die Galle auf.

Dann verhärtete sich etwas in seinem Magen. Seine Fingernägel krallten sich an die Reling. Das Schiff sank. Keine Zeit, um Menschen zu trauern, die sowieso nicht mehr gerettet werden konnten. Er wandte sich vom Wasser ab, stemmte seine Füße fest gegen den Boden und überlegte, was getan werden konnte.

Er reckte die Schultern und marschierte los, direkt zu dem Mann in der grünen Weste. Der lag wie ein Häufchen Elend auf dem Deck und hielt sich den Kopf. Dabei schien er gar nicht zu bemerken, dass er eine tiefe Wunde am Arm hatte, die unablässig blutete.

Plötzlich fiel ihm der Name des Mannes wieder ein. „Monroe!“ Darius kniete sich neben ihn und riss sich die Fliege vom Hals, damit er besser Luft bekam. Außerdem brauchte er sie, um den Mann notdürftig zu verarzten.

Monroe sah Darius langsam an. „Thornton?“ , sprach er mit rauher Stimme.

Darius wickelte die Fliege um Monroes Arm und band die Wunde ab. Er nickte. „Können Sie aufstehen?“ , fragte er schroff.

„I-ich glaube schon.“ Monroe rappelte sich auf.

Darius ergriff den gesunden Arm des Mannes und half ihm. „Gut. Das Schiff sinkt. Wir müssen die Passagiere evakuieren.“

Monroes Augen wurden groß, als er Darius' Worte begriff. „Aber der einzige Weg führt über den Fluss.“

„Ich weiß. Die Frauen werden etwas brauchen, an dem sie sich festhalten können, damit ihre Röcke sie nicht nach unten ziehen.“ Darius sah sich auf dem Deck um. „Holz“, rief er aus und zeigte auf die Trümmer um sich herum. „Sie können sich an den Planken festhalten und so zum Ufer schwimmen.“

Monroe nickte und streckte seine Schultern wie ein Soldat, der seine Befehle bekommen hatte. Kein Anzeichen mehr von der früheren Feindseligkeit. „Ich sammle ein paar Männer und kümmere mich mit ihnen um die Frauen.“

„Gut. Ich sehe nach, ob ich die Passagiere auf dem Oberdeck erreichen kann.“ Darius bahnte sich einen Weg durch die Trümmer hindurch. Je weiter er ins Innere kam, desto schlimmer wurde die Szenerie. Überall lagen Tote auf dem Boden. Den Menschen hier konnte niemand mehr helfen. Er musste aufs Oberdeck. Er musste einen Weg finden, um die Menschen dort in Sicherheit zu bringen. Aber als er die Treppe erreichte, versperrten Balken seinen Weg. Er ergriff den ersten und zog daran, stemmte sich dann mit seinem ganzen Gewicht dagegen. Er bewegte sich keinen Millimeter.

„Nein!“ Darius schlug gegen das Hindernis. Er wollte schon den Kopf hängen lassen – da bemerkte er das Wasser, das schon seine Stiefel umspülte. Die Zeit lief ab.

Darius lief zurück nach draußen und zur Reling. Es gab mehr als einen Weg, um das Oberdeck zu erreichen. Er ignorierte das Schwanken des Schiffes, das vom Fluss unweigerlich nach unten gezogen wurde und kletterte auf die Reling, benutzte eine Verbindungsstange, um noch weiter nach oben zu gelangen. Er streckte sich und schaffte es, den unteren Rand der Balustrade zu erreichen. Jetzt musste er sich nur noch nach oben ziehen.

Lautes Platschen erklang um ihn herum. Dunkle Körper flogen an ihm vorbei, die Menschen auf dem Oberdeck sprangen einer nach dem andern ins Wasser. Darius zögerte. Musste er überhaupt noch nach oben?

Dann schrie plötzlich eine Frau so laut, dass sie die panische Masse übertönte. „Bitte, Sir!“, rief sie. „Nehmen Sie meinen Sohn. Er kann nicht schwimmen.“

Darius hatte die Frau, die sich vor ihm die Reling herunterbeugte, kaum bemerkt, bevor ihn ein paar Kinderfüße trafen. Ohne über seine gefährliche Position nachzudenken, ließ Darius seinen sicheren Griff um die Verbindungsstange los und umklammerte den Bauch des Kleinen. Innerhalb einer Sekunde hatte er den Jungen zu sich aufs Deck gezogen.

Er sah die erbsengrüne Weste und schrie: „Monroe! Nehmen Sie das Kind!“

Monroe wandte sich um und kam sofort angelaufen.

„Hier!“, rief die Frau wieder. Und bevor er wusste, was geschah, reichte sie ihm ein Kind nach dem anderen.

Der Schweiß brach ihm aus. Mit den Kleinsten war es am einfachsten, weil sie stillhielten, doch die größeren Kinder traten und schrien vor Angst und hätten ihn mehr als einmal fast in die Fluten stürzen lassen.

Darius dankte Gott für seine Körpergröße und Kraft, während er darum kämpfte, die Kinder vorerst in Sicherheit zu bringen und an Monroe weiterzureichen – auch wenn sie danach immer noch sicher an Land kommen mussten. Er betete darum, dass Boote kamen, bevor die *Louisiana* unterging.

Darius griff nach dem nächsten Kind, doch dann sah er ein Mädchen, das abseits von allen anderen an der Balustrade hing. Das Kind war vielleicht zwölf oder dreizehn. Mit großen Augen bat sie ihn stumm, sie zu retten.

Aber sie war so weit weg. „Ganz ruhig“, rief er. Er ging langsam auf sie zu, versuchte, das Gleichgewicht zu halten. „Ich komme zu dir.“

Vorsichtig schwang Darius ein Bein um eine Säule herum, dann das andere. „Ich komme. Halt dich fest.“ Ihre Beine flogen so wild durch die Luft, dass Darius fürchtete, sie würde den Halt verlieren, bevor er sie erreichte. Darius bewegte sich langsam auf sie zu. „Ich lasse dich nicht fallen.“

Dann stemmte er seine Beine fest gegen die Reling und streckte den Arm nach ihr aus. In diesem Moment gab etwas im Inneren der *Louisiana* nach und das Schiff ruckte nach unten.

Das Mädchen fiel. Darius griff nach ihr, aber sie rutschte ihm durch die Arme. Ihr Schrei zerriss die Luft, bis sie im dunklen Wasser aufschlug.

Darius beugte sich vor und suchte das Wasser ab. Wie hatte er sie nur fallen lassen können? Er hatte doch versprochen, ihr zu helfen.

Die Kleine tauchte auf, schlug wild um sich. Sofort erkannte Darius, dass sie nicht schwimmen konnte. Ohne zu zögern, sprang er ihr hinterher.

Er schwamm an die Wasseroberfläche. Um ihn herum war das Wasser so trüb, dass er nichts sehen konnte. Doch oben angekommen, konnte er sie nicht finden. Hektisch sah er sich um. Wo war sie nur? Sie hätte genau hier sein müssen.

Dann erregte ein Platschen zu seiner Linken seine Aufmerksamkeit. Ein paar Meter flussabwärts versank eine kleine Hand in den Fluten.

Darius holte tief Luft und tauchte. Mit kräftigen Zügen näherte er sich der Stelle, wo die Kleine gerade noch gewesen war. Doch die Strömung war zu stark. Das Mädchen war schon weitergetrieben. Darius suchte wie wild, indem er die Arme ausstreckte. Nicht einen Meter weit konnte er sehen. Dann berührte er plötzlich etwas, das sich wie Stoff anfühlte.

Darius schwamm in die Richtung, aber die Dunkelheit versteckte sie vor ihm. Tiefer und tiefer tauchte er. Suchte. Betete. Seine Lungen fingen an zu brennen, aber er wollte nicht aufgeben. Er musste sie finden. Schließlich hatte er ihr versprochen, sie nicht fallen zu lassen.

Wieder streckte er die Arme aus und diesmal traf er auf etwas Festes. Er legte der Kleinen seinen Arm um den Bauch und schwamm an die Wasseroberfläche. Sie schafften es. *Danke, Gott!*

Darius schnappte nach Luft und schwamm zügig in Richtung Ufer. Endlich fanden seine Füße Halt und Darius hob das Mädchen hoch. Völlig erschöpft taumelte er unter ihrem geringen Gewicht. Mit zusammengebissenen Zähnen schaffte er es, festen Boden zu erreichen. Die Kleine hing leblos in seinen Armen. Er hockte sich hin und legte sie sich übers Knie. Dann schlug er ihr mit aller Kraft auf den Rücken.

„Bitte, atme“, bettelte er. „Bitte, Kleine, atme!“

Wasser floss aus ihrem Mund, aber sie blieb schlaff. Leblos.

Darius legte sie mit dem Rücken auf den Boden und beugte sich über sie. Wollte ihren Atem an seinem Ohr spüren. Doch er fühlte nichts. Es war vorbei.

„Es tut mir so leid.“ Die Wirklichkeit stürmte auf ihn ein und ein Schluchzen entrang sich seiner Brust. Die Kleine war tot. Er hatte sie im Stich gelassen. Er hatte versagt.

Darius schlug mit der Faust auf den Boden und schrie seine Verzweiflung zum Himmel hinauf.

Kapitel eins

Galveston, Texas
April 1851

Nicole Renard umklammerte den Brief ihrer Mutter, während die Kutsche die Bath Street entlangrumpelte, weg von der Hafenanlage. *Komm sofort*, hatte ihre Mutter geschrieben. *Dein Vater ist sehr krank. Er wird das Ende deines Schuljahres nicht mehr erleben.*

Nicole hatte sofort ihre Sachen gepackt und Miss Rochesters Akademie für junge Damen gleich am nächsten Morgen verlassen.

Die Reise, die im letzten Herbst wie im Fluge vergangen war, hatte sich nun auf der Rückreise unendlich in die Länge gezogen. Ihr Magen war vor Angst und Sorge so verknotet gewesen, dass sie ihr Abteil kaum verlassen hatte. Als Kind war sie immer untröstlich gewesen und hatte geweint, wenn ihr Kapitänsvater sie unter Deck geschickt hatte, wo sie nicht die Gischt des Ozeans auf dem Gesicht gespürt und den salzigen Geruch der See in der Nase gehabt hatte. Die Luft und der Wind hätten sie nur an den kräftigen, vor Gesundheit strotzenden Mann erinnert, der ihr Vater einst gewesen war. Seine Krankheit hatte ihm all das geraubt.

„Guter Gott“, flüsterte sie zum hundertsten Mal, seit sie Boston verlassen hatte. „Nimm ihn mir nicht weg. Bitte. Stärke ihn. Heile ihn. Gib mir meinen Vater zurück.“

Ihre Hand zitterte, zerknitterte den Brief. Sie presste ihn gegen ihre Brust und blinzelte die Tränen zurück, die ihr unaufhörlich über die Wangen laufen wollten. Nicole biss sich auf die Zunge. Heute würde es keine Tränen geben. Ihr Vater hasste Tränen, sie seien ein Zeichen von Schwäche, Weiberkram. Ein Mann würde nicht weinen. Ein Mann würde versuchen, die Dinge zu regeln. Also würde sie genau das tun. Die Dinge regeln.

Sie würde ihrer Mutter sagen, wie sie ihn zu pflegen hatte. Sie würde sich die Geschäftsdaten anschauen und jeden Tag im Renard-Shipping-Büro nach dem Rechten sehen und ihren Vater auf

dem neusten Stand halten. Sie würde sich als der Sohn beweisen, den er sich immer gewünscht hatte.

Als die Kutsche um eine Kurve fuhr, stützte sich Nicole ab, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Nur noch fünf Minuten, dann wäre sie zu Hause. Sie sah aus dem Fenster und nahm die bekannte Landschaft wahr, dabei machte ihr Herz bei der sumpfigen Umgebung einen Freudensprung.

Dann sah sie es – Renard House. Die weißen Säulen standen stolz und aufrecht, genau wie sie sie in Erinnerung hatte. Ihr Blick wanderte zu dem Fenster im zweiten Stock, ihrem alten Kinderzimmer. Das Licht, das dort schien, zauberte ein Lächeln auf Nicoles Gesicht. Immer, wenn sie und Tommy Ackerman zu lange draußen im Sumpf geblieben waren, geangelt oder Pirat gespielt hatten, hatte ihre Mutter eine Lampe in ihr Fenster gestellt, um ihr den Weg nach Hause zu weisen, wenn es dunkel geworden war. Jetzt, Jahre später, als sich der Abend über die Insel senkte, lockte immer noch dieselbe Lampe.

Als der Fahrer die Kutsche anhielt, wartete Nicole nicht, bis er ihr beim Aussteigen half. Sie öffnete die Tür und sprang nach draußen, raffte ihre Röcke, um sicherzugehen, dass sie nicht stolperte. Ihr Herz hämmerte in einer Mischung aus Freude und Schmerz, als sie auf ihr Heim zulief. Bevor sie die Veranda erreichte, hatte ihre Mutter die Tür schon geöffnet und ihre Arme weit ausgebreitet.

„*Maman!*“ Nicole rannte die Stufen hinauf und warf sich ihrer Mutter in die Arme. Im Bruchteil einer Sekunde waren all ihre Sorgen wie weggeblasen. Sie war zu Hause. Ihre *Maman* hielt sie. Alles würde gut werden.

Zusammen schwankten sie nach rechts und links und ihre Mutter summte, wie sie es schon getan hatte, als Nicole noch klein genug gewesen war, um auf ihren Schoß zu krabbeln.

„Es ist schön, dich wieder hier zu haben, *ma petite*.“ Ihre Mutter trat einen Schritt zurück, nahm Nicole bei den Händen und musterte ihr Gesicht, als befürchte sie, sie habe vergessen, wie ihre Tochter aussah. „Aber warum stürmst du so auf mich zu?“ Ein Funkeln erhellte ihre wunderschönen braunen Augen, als sie eine Braue hob. „Dein Vater und ich haben viel Geld für das Mädchenpensionat bezahlt und du bist immer noch so ungestüm wie eh und je. Wirk-

lich, Nicole, John war völlig perplex, als du die Tür der Kutsche aufgestoßen hast, ohne auf ihn zu warten. Der arme Kerl wollte dich wahrscheinlich mit einer überschwänglichen Geste willkommen heißen und du hast ihm seinen Spaß verdorben.“

Nicole folgte dem Blick ihrer Mutter zu dem Kutscher, der ein paar Meter von ihnen entfernt stand und ihren Überseekoffer auf der Schulter balancierte. Der Gesichtsausdruck des Mannes war so ausdruckslos und gelangweilt wie immer. John hatte mit Spaß nichts am Hut. Nicht, dass Nicole es über die Jahre hinweg nicht immer wieder versucht hätte. Für sie war es ein Spiel gewesen, das sie seit ihrer Kindheit gespielt hatte. Immer wieder hatte sie versucht, dem alten Miesepeter ein Lächeln zu entlocken.

Noch war es ihr nicht gelungen, doch sie war sich sicher, dass es eines Tages so weit kommen würde. Der Mann war bisher eben nur ein zu gewiefter Gegner gewesen.

Nicole versuchte zerknirscht auszusehen und nickte. „Ich entschuldige mich dafür, Ihnen den Spaß verdorben zu haben, John. Was wäre denn diese überschwängliche Geste gewesen, mit der Sie mich begrüßen wollten?“

Der Kutscher ging ohne ein Wort auf sie zu, als wollte er ihren Koffer ins Haus bringen, blieb dann aber doch bei ihr stehen. „Es hätte einen Rosenteppich gegeben, einen Trompetentusch und tanzende Pferde, Miss.“ Seine leidenschaftslose Stimme rezitierte die abstruse Liste, als würde er Lebensmittel im Kaufmannsladen bestellen.

Nicole gluckste leise. „Tanzende Pferde?“

Der gelangweilte Gesichtsausdruck des Mannes geriet nicht im Geringsten ins Wanken. „Habe die Tiere seit Wochen trainiert. Und jetzt war alles umsonst.“ Traurig schüttelte er den Kopf und setzte seinen Weg fort.

Nicole sah den ungläubigen Blick ihrer Mutter und die beiden brachen in Gelächter aus.

Ihre Mutter wischte sich die Tränen aus den Augen und lächelte. „Ach, es fühlt sich gut an zu lachen. In letzter Zeit gab es dafür leider nicht allzu viele Gelegenheiten.“

Nicoles Ausgelassenheit verflog mit einem Schlag. „Wie geht es Vater? Gab es irgendeine Besserung seit dem letzten Brief?“

Ihre Mutter legte ihr den Arm um die Schultern und führte sie nach drinnen. „Die Ärzte machen uns kaum Hoffnungen auf Besserung. Sie haben eine ... Geschwulst ... in seinem Magen gefunden.“

Nicole ergriff die Hände ihrer Mutter, als diese die Haustür geschlossen hatte. „Was bedeutet das?“

„Das wissen wir nicht. Er hat bisher – Gott sei Dank – keine Schmerzen. Aber er isst kaum, hat keine Energie und ... schwindet einfach dahin.“

Sie seufzte. Und zum ersten Mal bemerkte Nicole die Linien der Erschöpfung auf der sonst so makellosen Haut ihrer Mutter. „Der Arzt möchte nicht operieren. Er sagt, es wäre zu gefährlich. Aber wenn der Tumor weiterwächst, könnte es deinem Vater bald noch schlechter gehen und er wird sterben.“

Nicole verstärkte ihren Griff um die Hände ihrer Mutter. „Aber es besteht die Möglichkeit, dass er nicht wächst. Richtig?“

Ihre Mutter umfasste Nicoles Wange und schenkte ihr ein trauriges Lächeln. „Ja, die Möglichkeit besteht, *ma petite*. Wir werden weiterbeten und hoffen, dass Gott uns die Antwort gibt, die wir uns wünschen. Aber wir müssen auch darauf vorbereitet sein, dass wir voneinander Abschied nehmen müssen. Deinem Vater zuliebe, aber auch uns selbst. Dein Vater ist dickköpfig genug und weigert sich zu sterben, wenn er glaubt, dass es seinem kleinen Mädchen ohne ihn nicht gut gehen wird. Und ich möchte nicht, dass er unnötig leidet.“

Ein grimmiges Licht funkelte in ihren Augen. Ihre *Maman* konnte genauso dickköpfig sein wie ihr Vater. „Wir werden ihn lieben, wir werden ihn pflegen und wir werden ihm den Frieden geben, dass er gehen kann, wenn Gott ihn zu sich ruft. Sind wir uns da einig?“

In ihrem Herzen tobten die verschiedensten Gefühle. Das Kind in ihr wollte sich natürlich an seinen Papa klammern, ihn festhalten und niemals gehen lassen. Doch die Frau in ihr erkannte die Weisheit in den Worten ihrer Mutter, die Liebe, die dieses Opfer erst möglich machte.

„Einverstanden.“

Ihre Mutter drückte ihr die Hand und lächelte.

„Pauline?“, erklang eine tiefe, raue Stimme hinter ihnen. „Ich habe die Kutsche gehört. Ist unsere Nicki zu Hause?“

Nicole wirbelte herum, begierig darauf, ihren Vater zu begrüßen, doch als er langsam in den Raum geschlurft kam, blieb ihr ein leiser Schrei im Halse stecken. Der Mann, der in ihren Augen immer die Lebensfreude und Kraft in Person gewesen war, schlurft mit hängenden Schultern auf sie zu. Sein Hemd hing an ihm, als wäre es ihm zu groß, und seine Schultern waren so knochig wie bei einem alten Mann.

Bedacht darauf, ihren Schmerz zu verbergen, setzte sie ein breites Lächeln auf und ging auf ihn zu. „Ich bin zu Hause, Papa. Ich bin wieder da.“ Während sie ihn sanft umarmte, brach ihr fast das Herz. Sie machte einen Schritt zurück.

„Ich habe dich vermisst, meine Kleine. Dieses Haus ist ohne dich nicht das gleiche.“ Er tätschelte die Wand, während er redete, dann ließ er sie dort, um sich abzustützen. Nicole entging nicht, wie er zitterte. „Deine Mutter hat mir erzählt, dass du wieder einmal die Beste in eurem Mathematikkurs warst.“

Seine Augen glänzten und Nicole entspannte sich. Er war immer noch da, in diesem gebrechlichen Körper. Ihr Vater war immer noch der gleiche stolze, sture, liebende Mann, den sie immer bewundert hatte.

„Meine Mathematiklehrerin, Miss Brownstead, hat mir sogar eine Ausgabe der Prüfungen vorgelegt, die sie in Harvard absolvieren mussten. Ich durfte sie nach dem Unterricht lösen. Sie hat gesagt, dass ich mit meinen Lösungen zu den besten 25% der jungen Männer im letzten Jahr gehört hätte.“

„Ha!“, rief ihr Vater und etwas von seiner Kapitänsstimme – wie Nicole sie innerlich immer genannt hatte – war zurückgekehrt. „Das ist mein Mädchen. Ich wusste schon immer, was in dir steckt. Die Besatzungsmitglieder unten bei den Docks reden immer noch darüber, wie sie dir die Frachtgewichte aus den Ladungsverzeichnissen zugerufen haben und deine Ergebnisse immer mit denen auf der Liste übereingestimmt haben.“

Nicole lachte leise bei der Erinnerung an dieses Spiel zwischen ihr und den Männern. Sie hatte es genossen, dass ihr Vater sie immer mal mit ins Büro genommen hatte. „Abgesehen von dem einen

Mal, als ich ein anderes Ergebnis herausbekommen habe und sie Mr Bailey dazu gezwungen haben, die schriftlichen Rechnungen noch einmal zu überprüfen.“

Papa nickte und sein Lachen erfüllte den Raum. „Ich erinnere mich. Gerald war empört gewesen. Er hatte darauf bestanden, dass seine Zahlen stimmen und sich geweigert, sie noch einmal zu überprüfen. Also habe ich die Bücher genommen und selbst noch mal nachgerechnet. Als ich zu dem gleichen Ergebnis gekommen war wie du, ist er regelrecht böse geworden – bis er selbst noch mal alles kontrolliert und seinen Fehler gefunden hatte.“ Er schüttelte den Kopf. „Aber seitdem überprüft er jede Schiffsladung zweimal und wir hatten nie wieder eine Unstimmigkeit.“

„Du weißt doch, dass ich immer mein Bestes gebe, um *Renard Shipping* zu unterstützen, Papa.“ Nicole lächelte, als sie den fröhlichen Kommentar machte, doch die traurige Wahrheit dahinter traf sie schwer. *Renard Shipping* war ihr im Blut, ihr Herz schlug für dieses Unternehmen. Jetzt, wo ihr Vater krank war, war es an ihr, die Dinge am Laufen zu halten, und genau das würde sie auch tun.

„Jetzt bringe ich dich wieder zurück zu deinem Sessel, Anton“, sagte ihre Mutter und trat vor, um seinen Arm zu ergreifen. „Nicole hat eine lange Reise hinter sich. Ich bin sicher, sie möchte sich ein bisschen ausruhen und sich vor dem Abendessen noch umziehen. Nicht wahr, Liebes?“

Nicole wollte widersprechen und lieber bei ihrem Vater bleiben. Mit ihm reden und scherzen nach all den Monaten, die sie nicht hier gewesen war. Aber dann erkannte sie in den Augen ihrer Mutter, worum es eigentlich ging und schluckte ihre Worte herunter. Papa war derjenige, der sich ausruhen musste. Er versuchte, es zu verstecken, doch wenn sie genauer hinsah, erkannte Nicole, dass ihre Mutter ihn stark stützen musste, als sie ihn ins Wohnzimmer führte.

„Ja.“ Nicole ließ ihre Schultern ein wenig hängen. „Ich bin wirklich müde. Eine kleine Pause würde mir ganz guttun. Und nachher erzähle ich dir dann alles über den Küstendampfer, mit dem ich von Boston gekommen bin. Er hat eine von diesen neuen Eisenschiffschrauben, Papa.“

Seine Augen funkelten vor Neugier und er richtete sich gleich

ein wenig mehr auf. „Eine eiserne Schiffsschraube, was? Hatte der Dampfer zusätzlich auch noch ein Schaufelrad oder ...“

„Beim Essen, Anton“, schalt seine Frau sanft. „Sie wird dir alles beim Essen erzählen.“ Vorsichtig zog sie ihn mit sich. „Lass die Kleine sich erst einmal ausruhen. Wir haben später noch genug Zeit.“

Natürlich hatte ihre Mutter recht. Als sie allein in ihrem Zimmer war, bemerkte Nicole, dass sie tatsächlich erschöpft war. Die ununterbrochenen Sorgen der letzten Wochen, gefolgt von der heutigen Erkenntnis, dass ihr Vater wirklich schrecklich krank war, hatten sie ausgelaugt. Für das Abendessen setzte sie wieder ein fröhliches Gesicht auf und unterhielt ihren Vater eifrig mit den Neuigkeiten, die sie von Kapitän Sanders an Bord der *Starlight* in Erfahrung gebracht hatte. Als die Köchin den Nachtsch brachte, konnte Nicole sich allerdings ein sehr undamenhaftes Gähnen nicht verkneifen.

„Schatz, geh doch ins Bett.“ Ihre Mutter schenkte ihr ein Lächeln, das so viel mehr sagte als ihre Worte. *Ich liebe dich. Mach dir keine Gedanken um die Dinge, die nicht in unserer Hand liegen.*

Nicole erwiderte das Lächeln und hoffte, *Maman* würde ihre eigene Botschaft verstehen. *Ich liebe dich auch. Ich bin hier, um zu helfen. Danke, dass du dich immer so liebevoll um uns alle kümmerst.* Dann erhob sie sich, gab ihrer Mutter einen Kuss und wandte sich dann zu ihrem Vater um.

„Gute Nacht, Papa.“ Seine Haut fühlte sich unter ihren Lippen hauchdünn an.

„Gute Nacht, Kleines. Es ist schön, dass du wieder hier bist.“

Nicole ging nach oben und machte sich bettfertig, während sie ein paarmal hintereinander gähnen musste. Als sie sich endlich auf ihrem Bett ausstreckte, war sie innerhalb weniger Sekunden eingeschlafen.

Später in der Nacht wurde sie durch ein gedämpftes Geräusch geweckt. Zuerst war sie desorientiert und es dauerte eine Weile, bis sie ihr Zimmer erkannte. Sie setzte sich auf und horchte in die Stille.

Wieder erklang ein Geräusch von unten. Ein dumpfer Schlag. *Papa!* War er hingefallen?

Nicole warf die Decke zurück und sprang auf die Füße. Schnell warf sie sich ihren Morgenmantel über und durchquerte mit schnellen Schritten ihr Zimmer. Sie öffnete die Tür und lief den

Flur entlang zur Treppe, wobei ihre nackten Füße nicht das leiseste Geräusch machten.

Wütende, raue Stimmen drangen zu ihr nach oben. Männerstimmen. Stimmen, die sie nicht kannte.

Jemand war ins Haus eingebrochen.